

dtv

Little Bee ist 16 Jahre alt und stammt aus Afrika. In ihrer Heimat ist ihr Schreckliches zugestoßen, seit zwei Jahren lebt sie in einem englischen Abschiebelager für Asylbewerber, doch trotz allem ist sie ein Mensch voll Lebensfreude, Witz und Intelligenz. Vor Jahren hat sie in Nigeria das Ehepaar Sarah und Andrew, die im englischen Kingston-upon-Thames ein privilegiertes Leben führen, kennengelernt. Ein furchtbares gemeinsames Erlebnis hat eine tragische Verbindung zwischen ihnen geschaffen. Als Little Bee aus dem Lager entlassen wird, ruft sie bei Sarah und Andrew an. Einige Tage später bringt Andrew sich um. Und kurz darauf steht Little Bee vor Sarahs Tür ...

*Chris Cleave* schreibt für den englischen ›Guardian‹ und lebt mit seiner Familie in London. Er hat u. a. als Barmann, Hochseematrose und Journalist gearbeitet, Meeresnavigation unterrichtet und eine Internetfirma aufgezogen. Sein Roman ›Little Bee‹, erschienen in 23 Ländern, wurde ein internationaler Bestseller und für zahlreiche Preise nominiert. [www.chriscleave.com](http://www.chriscleave.com)

Chris Cleave

Little Bee

Roman

Deutsch von  
Susanne Goga-Klinkenberg

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Chris Cleave  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Gold (24958)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Neuausgabe 2014  
Veröffentlicht 2011 im Deutschen Taschenbuch Verlag  
GmbH & Co. KG,  
München  
© 2008 Chris Cleave  
Titel der englischen Originalausgabe:  
›The Other Hand‹  
(Sceptre, London 2008)  
© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21907-5

Großbritannien ist stolz auf seine Tradition, Flüchtlingen [sic] einen sicheren Hafen vor Verfolgung und Krieg zu bieten.

*Aus *Life in the United Kingdom: A Journey to Citizenship* (brit. Innenministerium, 2005)*



## I

Oft wünsche ich mir, ich wäre kein afrikanisches Mädchen, sondern eine britische Pfundmünze. Dann würde sich jeder freuen, mich zu sehen. Vielleicht würde ich dich am Wochenende besuchen und dann plötzlich, weil ich ein bisschen wankelmütig bin, den Mann aus dem Laden nebenan besuchen – aber du wärst nicht traurig, weil du stattdessen ein Zimtbrötchen essen oder eine kalte Coca-Cola aus der Dose trinken und nie mehr an mich denken würdest. Wir wären glücklich, wie ein Liebespaar, das sich im Urlaub kennengelernt hat und danach haben beide den Namen des anderen vergessen.

Eine Pfundmünze kann dorthin gehen, wo es ihr am sichersten scheint. Sie kann Wüsten und Ozeane durchqueren und das Geräusch von Gewehrfeuer und den bitteren Geruch von brennendem Dachstroh hinter sich lassen. Wenn sie sich warm und sicher fühlt, dreht sie sich um und lächelt dich an, so wie meine gro-

ße Schwester Nkiruka die Männer in unserem Dorf anlächelte, in dem kurzen Sommer, als sie kein Mädchen mehr war, aber auch noch keine richtige Frau, und auf jeden Fall vor dem Abend, an dem meine Mutter sie beiseitenahm und ernsthaft mit ihr redete.

Natürlich kann auch eine Pfundmünze ernst sein. Sie kann sich als Macht oder Besitz tarnen, und etwas Ernsteres gibt es nicht für ein Mädchen, das keins von beidem hat. Du musst versuchen, das Pfund zu fangen und in die Tasche zu stecken, so dass es nur dann ein sicheres Land erreichen kann, wenn es dich mitnimmt. Doch ein Pfund beherrscht alle möglichen Zaubertricks. Ich habe schon erlebt, dass es wie eine Eidechse den Schwanz abwirft, wenn man ihm nachjagt, so dass man plötzlich nur noch ein paar Pence in der Hand hält. Und wenn du schließlich nach ihm greifst, kann das britische Pfund den größten Zauber von allen vollführen. Dann nämlich verwandelt es sich nicht in einen, sondern in zwei vollkommen identische grüne amerikanische Dollarscheine. Dann hältst du nur noch Luft zwischen den Fingern, kann ich dir sagen.

Wie gern wäre ich ein britisches Pfund. Ein Pfund ist frei, in ein sicheres Land zu reisen, und wir sind frei, es gehen zu sehen. Das ist



der menschliche Triumph. Man nennt es *Globalisierung*. Ein Mädchen wie ich wird bei der Einreisekontrolle aufgehalten, doch ein Pfund kann über das Drehkreuz springen und dem Zugriff der großen Männer mit den Uniformmützen entgehen und geradewegs in ein wartendes Flughafentaxi hüpfen. *Wohin soll's gehen, Madam?* In die westliche Zivilisation, guter Mann, und zwar ein bisschen plötzlich.

Merkst du, wie hübsch eine britische Pfundmünze spricht? Sie spricht mit der Stimme von Königin Elisabeth der Zweiten von England. Deren Gesicht hat man ihr eingepägt, und wenn ich ganz genau hinschaue, sehe ich manchmal, wie sich ihre Lippen bewegen. Ich halte sie an mein Ohr. Was sie wohl sagt? *Legen Sie mich sofort hin, junge Dame, sonst rufe ich die Wachen.*

Wer würde nicht bedingungslos gehorchen, wenn die Königin mit einer solchen Stimme spricht? Ich habe gelesen, dass die Leute in ihrer Umgebung – sogar Könige und Premierminister – automatisch mit dem Körper gehorchen, bevor ihr Gehirn darüber nachdenken kann. Und ich sage euch, es sind nicht die Krone und das Zepter, die diese Wirkung haben. Ich könnte mir eine Tiara auf meine kurzen, krisseligen Haare setzen und ein Zepter

in die Hand nehmen, etwa so, und die Polizisten würden trotzdem mit ihren großen Schuhen anmarschiert kommen und sagen: *Nette Aufmachung, Madam, aber jetzt würden wir gern mal Ihre Papiere sehen.* Es sind nicht die Krone und das Zepter der Königin, die in eurem Land regieren. Es sind ihre Grammatik und ihre Stimme. Deshalb ist es höchst erstrebenswert, so zu sprechen wie sie. So kann man nämlich mit einer Stimme, die klar ist wie der Cullinan-Diamant, zu den Polizisten sagen: *Unerhört, wie können Sie es wagen?*

Ich bin überhaupt nur deshalb am Leben, weil ich das Englisch der Königin gelernt habe. Vielleicht meint ihr, das sei gar nicht so schwer. Immerhin ist Englisch die Amtssprache meines Heimatlandes Nigeria. Das stimmt schon, das Problem ist nur, dass wir es bei uns zu Hause so viel besser sprechen als ihr. Um das Englisch der Königin zu lernen, musste ich die besten Tricks meiner Muttersprache vergessen. Zum Beispiel könnte die Königin niemals sagen: *Gab viel wahala, das Mädchen da hat sich mit Popohexerei meinen Sohn Nummer eins geschnappt, und jeder wusste, sie endet im bösen Busch.* Stattdessen muss die Königin sagen: *Meine verstorbene Schwiegertochter setzte ihre weiblichen Reize*

*ein, um sich mit meinem Erben zu verloben, und man hätte wissen müssen, dass dies nicht gut endet.* Das ist ein bisschen traurig, findet ihr nicht? Das Englisch der Königin zu lernen ist so, als würde man sich am Morgen nach einem Tanz den leuchtend roten Lack von den Zehennägeln schrubben. Es dauert lange, und am Ende bleibt immer ein bisschen übrig, ein roter Rand, der einen an den Spaß erinnert, den man hatte. Ihr versteht also sicher, dass ich nur langsam lernte. Andererseits hatte ich viel Zeit. Ich habe eure Sprache im Abschiebegefängnis in Essex gelernt, im Südosten des Vereinigten Königreichs. Zwei Jahre haben sie mich dort eingesperrt. Zeit war das Einzige, was ich hatte.

Warum ich mir die Mühe gemacht habe? Weil mir die älteren Mädchen etwas erklärt haben: Um zu überleben, musst du hübsch aussehen oder noch schöner sprechen. Bei den Unscheinbaren und Stillen sind die Papiere nie in Ordnung. Ihr sagt, sie werden zurückgeführt. Wir sagen, *früh nach Hause geschickt*. Als wäre euer Land ein Kindergeburtstag, der zu wunderbar ist, um ewig zu dauern. Aber die Hübschen und die Redegewandten, die dürfen bleiben. Sie machen euer Land lebhafter und schöner.

Ich werde euch erzählen, was passiert ist, als sie mich aus der Abschiebehafte entließen. Der Wachbeamte drückte mir einen Gutschein in die Hand, einen Transportgutschein, und sagte, ich könne mir ein Taxi rufen. Ich sagte: *Vielen Dank, Sir, möge Gott Ihr Leben mit Gnade erfüllen und Freude in Ihr Herz bringen und Ihre Lieben mit Wohlstand bedenken.* Der Beamte verdrehte die Augen zur Decke, als gäbe es dort oben etwas sehr Interessantes zu sehen, und sagte, *Himmel.* Dann zeigte er mit dem Finger den Flur entlang und sagte: *Da ist das Telefon.*

Also stand ich vor dem Telefon in der Schlange. Ich dachte, ich habe wohl übertrieben, als ich mich bei dem Wachbeamten bedankte. Die Königin hätte einfach nur *Vielen Dank* gesagt und es dabei belassen. Nein, die Königin hätte dem Wachbeamten vermutlich gesagt, er solle das verdammte Taxi selber rufen, sonst würde sie ihn erschießen lassen und ihm den Kopf vom Körper trennen und auf dem Tower of London zur Schau stellen lassen. Genau da wurde mir klar, dass es eine Sache ist, in einer Zelle im Abschiebegefängnis das Englisch der Königin aus Büchern und Zeitungen zu lernen, aber eine ganz andere, die Sprache tatsächlich mit den Engländern zu

sprechen. Ich war wütend auf mich. Ich dachte, solche Fehler kannst du dir nicht leisten, Mädchen. Wenn du wie eine Wilde redest, die Englisch auf dem Boot gelernt hat, werden die Männer dir auf die Schliche kommen und dich geradewegs nach Hause schicken. Das habe ich gedacht.

Vor mir in der Schlange standen drei Mädchen. Man ließ uns alle am selben Tag frei. Es war ein Freitag. Ein heller, sonniger Morgen im Mai. Der Flur war schmutzig, roch aber sauber. Ein guter Trick. Sie machen das mit Bleichmittel.

Der Wachbeamte saß an seinem Tisch. Er schaute uns Mädchen nicht an. Er las Zeitung. Sie lag aufgeschlagen auf dem Tisch. Es war keine der Zeitungen, aus denen ich eure Sprache gelernt habe – die *Times* oder der *Telegraph* oder der *Guardian*. Nein, diese Zeitung war nicht für Leute wie dich und mich. Ein Foto darin zeigte ein weißes Mädchen, und zwar oben ohne. Ihr versteht, was ich damit meine, denn wir sprechen hier eure Sprache. Würde ich diese Geschichte aber meiner großen Schwester Nkiruka und den anderen Mädchen aus meinem Dorf erzählen, müsste ich an dieser Stelle unterbrechen und ihnen erklären: *Oben ohne* bedeutet nicht, dass die

Dame in der Zeitung keinen Oberkörper hatte. Es heißt, dass sie oben herum keine *Kleidungsstücke* trug. Versteht ihr den Unterschied?

- *Moment mal. Nicht mal einen Büstenhalter?*
- *Nicht mal einen Büstenhalter.*
- *Wah!*

Dann würde ich meine Geschichte weiter erzählen, aber die Mädchen zu Hause würden tuscheln. Sie würden hinter vorgehaltenen Händen kichern. Wenn ich weiter von dem Morgen erzählen wollte, an dem ich aus dem Abschiebegefängnis entlassen wurde, würden mich die Mädchen erneut unterbrechen. Nkiruka würde sagen: *Hör mal zu, ja? Hör zu. Nur damit das klar ist. Das Mädchen auf dem Zeitungsfoto. Sie war eine Prostituierte, oder? Eine Nachtjägerin? Hat sie vor Scham auf den Boden geschaut?*

- *Nein, sie hat nicht vor Scham auf den Boden geschaut. Sie schaute genau in die Kamera und lächelte.*
- *Was, in der Zeitung?*
- *Ja.*
- *Dann muss man sich in Großbritannien also nicht schämen, wenn man seine Tittis in der Zeitung zeigt?*
- *Nein, muss man nicht. Die Jungs mögen es, mit Schämen hat das nichts zu tun. Sonst*

*würden die Oben-obne-Mädchen nicht so lächeln, versteht ihr?*

- Also zeigen alle Mädchen da drüben sie so her? Sie laufen mit hüpfenden Tittis herum? In der Kirche und im Laden und auf der Straße?*
- Nein, nur in der Zeitung.*
- Warum zeigen nicht alle ihre Brüste, wenn es den Männern gefällt und man sich nicht schämen muss?*
- Das weiß ich nicht.*
- Du hast doch mehr als zwei Jahre dort gelebt, Miss Weitgereist. Wieso weißt du das nicht?*
- So ist es eben da drüben. Als ich dort lebte, war ich oft so durcheinander. Manchmal denke ich, die Briten können solche Fragen selbst nicht beantworten.*
- Wah!*

So würde es gehen, ständig müsste ich mich unterbrechen und den Mädchen zu Hause jede Kleinigkeit erklären. Ich müsste ihnen erklären, was Linoleum und Bleichmittel und Softporno und die gestaltwandlerische Magie der britischen Pfundmünze ist, als wären diese alltäglichen Dinge wunderbare Mysterien. Und meine Geschichte würde rasch im großen Ozean der Wunder untergehen, weil es aussähe, als wäre euer Land ein verzaubertes

Wunderreich und meine eigene Geschichte in Wirklichkeit ganz klein und ohne Magie. Mit euch ist es viel leichter, weil ich zu euch einfach sagen kann: An dem Morgen, an dem sie uns freiließen, starrte der diensthabende Beamte im Abschiebegefängnis das Foto eines Oben-ohne-Mädchens in der Zeitung an. Und ihr versteht sofort, was ich meine. Ich habe zwei Jahre damit verbracht, das Englisch der Königin zu lernen, damit wir ohne Unterbrechungen miteinander reden können.

Der Wachbeamte, der das Oben-ohne-Foto in der Zeitung anschaute, war klein und sein Haar blass, wie die Champignonsuppe aus der Dose, die man uns dienstags vorsetzte. Er hatte einen kleinen Bauch, und seine Handgelenke waren dünn und weiß wie mit Plastik umhüllte Stromkabel. Seine Uniform war größer als er selbst. Die Schultern seiner Jacke bildeten links und rechts von seinem Kopf zwei Buckel, als hätte er kleine Tiere darunter versteckt. Ich stellte mir vor, wie die Geschöpfe ins Licht blinzelten, wenn er die Jacke abends auszog. Ich dachte, ja, Sir, wenn ich Ihre Frau wäre, würde ich auch den Büstenhalter anbehalten, danke vielmals.

Und dann dachte ich, warum sehen Sie das Mädchen in der Zeitung an, Mister, und nicht



uns hier in der Schlange vor dem Telefon? Angenommen, wir würden einfach weglaufen? Aber dann fiel mir ein, dass sie uns ja freiließen. Nach so langer Zeit war es schwer zu begreifen. *Zwei Jahre* hatte ich im Abschiebegefängnis gelebt. Ich war vierzehn, als ich in euer Land kam, hatte aber keine Papiere, um es zu beweisen. Also steckten sie mich ins selbe Abschiebegefängnis wie die Erwachsenen. Das Problem war, dass Männer und Frauen dort gemeinsam eingesperrt waren. Nachts kamen die Männer in einen anderen Flügel des Abschiebegefängnisses. Wenn die Sonne unterging, wurden sie wie Wölfe eingesperrt, doch tagsüber bewegten sich die Männer mitten unter uns und aßen das gleiche Essen wie wir. Ich fand, dass sie immer hungrig aussahen. Dass sie mich mit gierigen Augen betrachteten. Als mir die älteren Mädchen zuflüsterten, *um zu überleben, musst du gut aussehen oder gut sprechen*, entschied ich, dass Sprechen sicherer wäre.

Ich machte mich selbst unattraktiv. Ich wusch mich nicht mehr und ließ meine Haut fettig werden. Unter der Kleidung wickelte ich mir einen Stoffstreifen um die Brust, damit meine Brüste klein und flach aussahen. Wenn die Spendenkartons mit gebrauchten

Kleidern und Schuhen ankamen, versuchten einige Mädchen, sich hübsch zu machen, doch ich durchwühlte die Kartons nach Sachen, die meine Figur verbargen. Ich trug weite Jeans und ein buntgemustertes Männerhemd und schwere schwarze Stiefel, bei denen die Stahlkappen durch das rissige Leder schimmerten. Ich ging zur Krankenschwester und ließ mir mit einer Arztschere die Haare ganz kurz schneiden. In den zwei Jahren lächelte ich keinem Mann zu oder schaute ihn auch nur an. Solche Angst hatte ich. Nur nachts, wenn sie die Männer eingeschlossen hatten, ging ich in meine Zelle und wickelte den Stoff von meinen Brüsten und atmete tief durch. Dann streifte ich die schweren Stiefel ab und zog die Knie bis unters Kinn. Einmal in der Woche setzte ich mich auf die Schaumstoffmatratze meines Bettes und lackierte mir die Zehennägel. Ich hatte das Fläschchen ganz unten in einem Spendenkarton gefunden. Das Preisschild klebte noch drauf. Sollte ich jemals dem Menschen begegnen, der es gespendet hat, werde ich ihm sagen, dass er mir für ein britisches Pfund und neunundneunzig Pence das Leben gerettet hat. Denn das tat ich an jenem Ort, um mich daran zu erinnern, dass ich unter all den Sachen noch am Leben war: Ich trug un-

ter meinen stählernen Schuhkappen leuchtend roten Nagellack. Wenn ich die Stiefel auszog, musste ich manchmal die Augen zukneifen, um nicht zu weinen, und wiegte mich hin und her und zitterte vor Kälte.

Meine große Schwester Nkiruka wurde in der Vegetationsperiode unter der afrikanischen Sonne zur Frau, und wer kann es ihr verdenken, dass die große, rote Hitze dieser Zeit sie schwindlig und kokett machte? Wer hätte sich nicht gegen den Türpfosten seines Hauses gelehnt und mit leiser Nachsicht gelächelt, als meine Mutter sie beiseitenahm, um ihr zu sagen: *Nkiruka, Liebes, du darfst die großen Jungen nicht so anlächeln?*

Ich hingegen wurde eine Frau unter weißen Neonröhren, in einem unterirdischen Raum in einem Abschiebegefängnis sechzig Kilometer östlich von London. Dort gab es keine Jahreszeiten. Es war kalt, kalt, kalt, und ich hatte niemanden, den ich anlächeln konnte. Diese kalten Jahre sind in mir eingefroren. Das afrikanische Mädchen, das sie ins Abschiebegefängnis sperrten, das arme Kind, ist nie wirklich entkommen. In meiner Seele ist es noch immer dort eingeschlossen, auf ewig, unter dem Neonlicht, zusammengerollt auf dem grünen Linoleum, die Knie ans Kinn

gezogen. Und die Frau, die sie aus dem Abschiebegefängnis entließen, das Geschöpf, das ich heute bin, ist eine neue Menschenart. An mir ist nichts Natürliches. Ich wurde in Gefangenschaft geboren – nein, wiedergeboren. Ich lernte meine Sprache aus euren Zeitungen, bekam eure abgelegten Kleider, und es ist euer Pfund, das schmerzhaft in meiner Tasche fehlt. Stellt euch eine junge Frau wie aus einer lächelnden Anzeige für *Save the Children* vor, die fadenscheinige rosa Kleider aus dem Container auf dem Parkplatz eures Supermarktes trägt und Englisch wie der Leitartikel der *Times* spricht. Also, ich würde die Straßenseite wechseln. Das ist wohl das Einzige, worin sich die Leute aus eurem Land und die Leute aus meinem Land einig wären. Sie sagen: *Dieses Flüchtlingsmädchen gehört nicht zu uns. Es gehört nirgendwohin.* Das Mädchen ist ein Halbling, der Spross einer unnatürlichen Paarung, ein fremdes Gesicht im Mond.

Na gut, ich bin also ein Flüchtling und sehr einsam. Ist es meine Schuld, dass ich nicht wie ein englisches Mädchen aussehe und nicht wie eine Nigerianerin spreche? Wer sagt denn, ein englisches Mädchen müsste eine Haut haben, die so blass ist wie die Wolken, die durch ihre Sommer schweben? Wer sagt denn, ein nige-